

NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Postvertriebsstück T 1914 E
Gebühr bezahlt

Nr. 435
März 1986



Persönliches, Anekdotisches, Privates von alten Landräten Auch nur Menschen . . .

Das zurückliegende Jubiläumsjahr der hannoversch-niedersächsischen Landkreise hat vielerlei Beschäftigung mit deren Geschichte, auch mit der Geschichte ihrer Verwaltungen und Vertretungskörperschaften, mit dem amtlichen Tun der Verwaltungschefs gebracht. Weniger konnte dabei die Rede sein von den persönlichen Eigenarten und Verhaltensweisen der alten preußischen und hauptamtlichen Landräte, obwohl das ja ebenso zum Bild der Vergangenheit gehört.

In aller Regel waren die würdigen Herren, die in Häusern mit dem adelsgeschmückten Amtsschild „Der Königliche Landrat“ residierten (häufig auch wohnten), Familienväter. Wer sie in dieser „Rolle“ erlebte, lernte dann oft Menschen kennen, die nicht nur Zylinderhut, Ordensband und weiße Handschuhe trugen, hohheitsvoll in der pferdegezogenen Dienstkutsche saßen und bartbewehrt am Schreibtisch, vor Kreisschuß und Kreistag auf Distanz hielten. So manche menschliche Reminiszenz ist geblieben, lebt in Anekdoten fort; auch in Akten oder Amtsdrucksachen klingt Persönliches an. Davon soll hier die Rede sein.

Als hier 1885 die Landkreise gebildet wurden, brauchte man nicht nur angemessene Gebäude und Räumlichkeiten für die – aus heutiger Sicht – sehr kleinen Verwaltungen, sondern dazu auch Wohnungen für die Verwaltungschefs, eben die Landräte. Und die Akten verraten so mancherlei von den ganz banalen Alltagsnöten, die dabei zu beachten waren und die zu schaffen machten: Heizung, Beleuchtung, Vorhänge, Trinkwasser usw., „Kinderkammer“, „Gesindestube“ wollten bedacht sein und waren beim damaligen Stand der Technik und Hygiene sowie angesichts preußischer Sparsamkeit (die hier nur hannoversche Usancen fortsetzte) nicht leicht zu besorgen oder einzurichten. Verglichen mit heute, hatte das ganze Leben und Verwalten ja einen viel kleineren Rahmen, und so war es auch für den schlichten „Kreisingesessenen“ weitaus alltäglicher und eher möglich, den Kreisverwaltungschef persönlich und auch im privaten, u. U. familiären Bereich zu erleben. Aus Lehe und Geestemünde, jetzt Bremerhavener Stadtteile, ist ebenso, wie aus den einstigen Landratsitzen Otterndorf und Neuhaus an der Oste einiges davon im Gedächtnis oder gar auf dem Papier geblieben.

Auftreten konnten sie alle, die alten Landräte! Dabei waren sie zu Beginn ihrer Amtszeit meistens noch recht junge Männer. Und sie waren – wenn auch nicht immer erfolgreich – stets auf einen großzügig-würdigen häuslichen Rahmen für ihre und ihrer Familie Wohnung bedacht. Bei Behörden-Neugründungen hat das seine Probleme, wie man das auch 1885 sehr schnell erlebte. Eine Akte der Stader Landdrostei (später Be-

zirksregierung) spricht 1885 in diesem Zusammenhang auch von „Vorplätzen, Torfställen und Aborten“. Die neuen Landräte in Lehe und Geestemünde erlebt man nun als durchaus selbstbewußte und umsichtige Behördenleiter, die sich dem dienstlichen und privaten Raumproblem ihrer neuen Behörden bzw. Familien aufmerksam widmen. Der bisherige Assessor und spätere Geheimrat Eduard Geiger, Lehes Landrat von 1885–1917, lebt noch heute fort im Flögelner „Geigerwald“, der im Jahre 1904 südlich des Halemer Sees von der Flögelner Waldgenossenschaft angelegt wurde und nach dem damals amtierenden Landrat benannt wurde. Dr. Ludwig Brandt war zuvor schon Kreishauptmann des (Steuer-)Kreises Lehe gewesen und 1885–91 Landrat in Geestemünde, von wo er dann in das preußische Innenministerium überwechselte. Seine Eloquenz kann man noch heute ahnen, wenn man nachliest, wie er sich 1904 im preußischen Abgeordnetenhaus über Geestemündes Bahnhofsprobleme ausließ.

Der Kreis Hadeln kam während seines fast halbhundertjährigen Bestehens (bis 1932) mit drei Landräten aus. Alle drei Amtsinhaber – Alexander Sostmann (1885–98, zuvor schon Kreis- und Amtshauptmann am glei-

chen Ort), Friedrich Bayer (1898–1928) und Wilhelm Kopf (1928–1932, der spätere niedersächsische Ministerpräsident Hinrich Wilhelm Kopf) haben sich ihren Mitmenschen und Nachfahren nicht nur wegen der im Lande Hadeln anscheinend unerläßlichen Trinkfestigkeit eingeprägt. Zum Bild des tüchtigen Verwaltungsbeamten an verantwortungsvoller Stelle kommen mehr oder weniger originelle Zitate, etwa wenn W. Kopf vor seiner Wahl scherzend zu seinen Hadeln Landsleuten sagte: „Ji könnt mi jo gor nicht betohlen!“ Später meinte er in einem winterlichen Urlaubsbrief aus dem alpinen Berchtesgaden: „Im Sommer haben wir das im Lande Hadeln nicht nötig“, nämlich den Erholungsurlaub.

Neuhaus' dritter Landrat, Otto Heidborn (1894–1905), wird immer wieder zitiert, wegen der „Geschichte“ mit dem motorisierten Verkehr im Kreisort. Er soll, mit Rücksicht auf sein scheuendes Reitpferd und sein persönliches Ruhebedürfnis, die wenigen „Automobile“ der Wilhelminischen Zeit aus „seiner“ Gemeinde verbannt und zu langen Umwegen gezwungen haben. Alte Neuhäuser schwören noch heute auf den Wahrheitsgehalt dieser „Story“, obwohl eine Nachsuche in den Akten des Landratsamtes und der Gemeinde

bisher keine Bestätigung ergab. Zumindest wird so aber ein Eindruck von der Allmacht und Individualität eines preußischen Landrats vermittelt. Als starker Zigarettenraucher mit Monokel ist der Amtsnachfolger Eugen Naumann (1917/18) im Gedächtnis; der großgewachsene Ostdeutsche und Enkel eines Posener Oberbürgermeisters wurde 1939 nach Kriegsausbruch von Polen ermordet. Von seinem Nachfolger in Neuhaus, Erich Knöpfler (1918–32), einem gleichfalls ungewöhnlich „langen“ Menschen, weiß man, daß er sein Amt in Militäruniform antrat, weil er in der Not- und Kriegszeit keine Zivilkleidung mehr besaß. Der Ostpreuße Knöpfler wird noch in unseren Tagen als Vaterfigur gelobt.

Eines haben fast alle alten Landräte an Elb- und Wesermündung gemein: sie waren nicht „von hier“ und deshalb auch keine Plattdeutschen. W. Kopf ist auch insofern eine Ausnahme. Man kann sich wohl das Unbehagen des Leher und an sich landfremden Landrats Theodor Pieschel (1918–32) vorstellen, als der „Landrot“ von einem Wurster Fischeroriginal plattdeutsch und per Du angesprochen wurde, auch wenn der Spruch an sich lustig und gutgemeint war. Gar nicht lustig scheint Landrat Dr. Walter zur Nieden (Geestemünde 1929–32, Wesermünde 1932–35) gewesen zu sein. Als sein Wahlspruch ist die angebliche Devise alter Heilbronner Ratsherren überliefert: „Tritt fest auf, mach's Maul auf, hör bald auf!“ Das paßt wohl zum Charakter des gebürtigen Berliners und Reservehauptmanns, von dem alte Beamte noch heute halb lächelnd, halb ehrfürchtig erschauend und leicht kopfschüttelnd folgenden Vorfall erzählen: Der Landrat hatte eine per „Dienstkraftwagen“ (immerhin schon damals!) vorzunehmende „Dienstreise“ angesetzt, die morgens um 7 Uhr am Geestemünder Kreishaus beginnen sollte. Als Teilnehmer war auch ein junger Assessor vorgesehen, der damals beim Kreis Dienst tat. Mit Blick auf die Uhr wies zur Nieden seinen Fahrer (derzeit noch „Chauffeur“ genannt) an besagtem Morgen pünktlich um 7 Uhr zum Start an. Wenige Sekunden danach tauchte der noch fehlende Assessor radelnd am Abfahrplatz auf. Doch der Landrat ließ das Fahrzeug nicht stoppen, und der Assessor durfte seinem damals schon über 60jährigen Chef per Taxi nachreisen. . . . Besagter Assessor stieg später in hohe Staatsämter auf und war nach 1945 zeitweilig Staatssekretär in einem der hannoverschen Ministerien! Aus persönlicher Bekanntschaft kann der Autor bezeugen, daß der spätere Staatssekretär ein sehr umgänglicher und freundlicher Mensch war, was man von seinem einstigen Vorgesetzten anscheinend nicht sagen konnte.

Andere Verhaltensweisen sind es, bei zur Niedens Vorgänger in Geestemünde.

Fortsetzung Seite 2



Dr. Albert Dyes, Landrat des Kreises Geestemünde 1891–1910.

Risiken bei Heimatmuseen

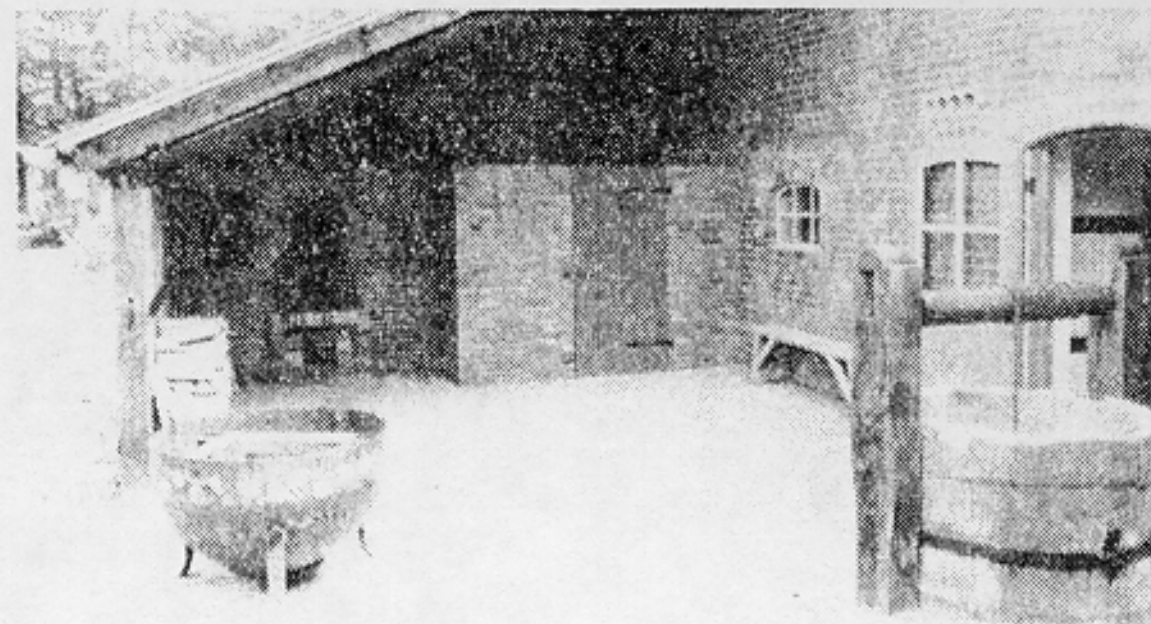
Was Heimatmuseum-Freaks übersehen könnten

Im letzten Niederdeutschen Heimatblatt (Nr. 434) wurde versucht, Ursachen für die Hochkonjunktur in Heimatstuben oder Heimatmuseen zu finden. Eingegangenen Hinweisen, das mit der Konjunktur sei übertrieben, mag als Entgegnung dienen: Innerhalb weniger Wochen seit Abfassung des o. a. Artikels erschienen allein in der Nordseezeitung weitere Ankündigungen auf Heimatstuben: u. a. Ihlienworth = „Sehr eingehend befaßte sich der Rat mit der Erstellung eines Heimatmuseums.“ Stinstedt = Im ehemaligen Schulgebäude soll „Platz für eine Heimatstube zur Verfügung gestellt werden!“ Neuenlande = „Adolf Brinkmann träumt von einem richtigen Heimatmuseum.“ Stotel = „Bürgerverein will jetzt Heimathaus einrichten.“

Nun weiß man fast, was einen erwartet, wenn man laut über ein Zuviel an Heimat in Museen nachdenkt. Zwar soll keine dieser unverzichtbaren Institutionen angerührt werden, aber man kennt das Risiko, wenn aufgerufen wird, eine regionale Absprache, einen Verbund, auch eine Art von Teamarbeit der Museums-Verantwortlichen ins Auge zu fassen. Lessing empfahl einst Kritikern: „... zum besten der mehrern freimütig sein ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und böse gehalten zu werden, ist Pflicht.“ Freimütig soll also im folgenden darüber nachgedacht werden, welche Probleme sich bei Dorf-museen im allgemeinen und bei einem Zuviel an Heimatmuseen im besonderen ergeben können oder schon ergeben haben.

Eine muscale Sammlung tritt ans Licht der Öffentlichkeit. Der Bürgermeister mit seinen Kommunalpolitikern lobt, das Projekt findet in der Presse gebührende Erwähnung. Heimathaus mit Heimatstube bilden danach langsam aber sicher eine Art Kristallisationskern, um den herum sich eine neue und erfrischende Aktivität im Dorfe ansiedelt. Das Erbe überkommener Kultur aus der Umgebung wird vorgezeigt, zur Identitätsfindung genutzt und als ein Stück neu-alter Lebensqualität im Dorfe empfunden. Das ist eine Entwicklung, die nur begrüßt und unterstützt werden kann. Aber was längst für überwunden galt: es gibt immer noch Hinweise auf Restbestände ideologischer Verklärung der Heimat. Nur das Dorfmuseum gewährte die Überlieferung kerniger Niedersachsenart, die stolz und in Treue zäh festhält am alten. „Heil dir – Widu-

kinds Stamm!“ läßt grüßen. Gültig bleibt, daß Bedeutung und Eigenart lokaler Tradition die Menschen einbinden in den umgebenden Lebensverband, ihnen Heimat geben können. Als Vehikel für falsches Pathos, für eine zur Inhumanität führende Ideologie unseligen Angedenkens sollte ein Heimatmuseum allerdings nicht dienen. Eine Lehre, mit der sich Siegfried Lenz in seinem Roman „Heimatmuseum“ beschäftigte. Da wird der mühsam über die Zeitläufe gerettete Schatz an letzten Erinnerungstücken aus der verlorenen



Im Hof des Heimatmuseums Debstedt: Ziehbrunnen und Anbau mit Backofen.

Heimat verbrannt, um einem ideologischen Mißbrauch vorzubeugen.

Manch Beispiel zeigt, daß ein Heimatmuseum, wenn es auch im Dorfe auf einer Woge breiter Zustimmung schwimmt, nicht dagegen gefeit ist, sich zum Selbstzweck, auch zu einer Art Alibifunktion zu erheben. Anders gesagt, etwa nach dem Motto: Wir tun ja, wie man sieht, etwas für die Heimat. Was aber sonst bei uns auf kulturellem Gebiet, was in Feld und Wald und im Ortsbild geschieht, darum mögen sich – wenn überhaupt – andere kümmern. Ein bißchen konservierte Heimat fürs Gemüt, und damit genug! Die Entwicklung ist bekannt: Es läuft wie bei einigen anderen öffentlichen Einrichtungen auch. Ein Schwimmbad zum Beispiel will die Mehrheit in manchem Ort wohl haben, aber es nachher auch entsprechend nutzen, das steht auf einem anderen Blatt. Ein Heimatmuseum am Ort, wer wird das nicht unterstützen? Doch wie oft geht man noch hin, nachdem man es zwei-, dreimal gesehen, vielleicht auch dar-

über hinaus voller Stolz Gäste hingeführt hat? Also wartet dann das Minimuseum letztlich auf auswärtige Besucher, gar auf forschende Spezialisten, wobei deren Eintreffen dann gern in einer Lokalreportage angemessen erwähnt wird. Ansonsten aber beschäftigt sich solch ein Museum mit sich selbst.

Dieser Zustand trägt die Gefahr der Eigenbrötelei in sich, die größere Zusammenhänge mit Land und Volk zu übersehen geneigt ist. Anders ausgedrückt: wenn ein Heimatmuseum nicht über die dörfliche Ge-

markungsgrenze hinausreicht, führt das möglicherweise zu einem Rückzug in die Enge, zur Erstarrung in geistigem Provinzialismus, zu einer Schrebergartenmentalität, die aus Stolz auf die eigenen Früchte nichts anderes mehr so recht anerkennen will. Diese Sachlage ändert sich keineswegs, indem man vielleicht ein Wettrennen um Exponate gewinnt und dem Nachbarmuseum hinter der Gemarkungsgrenze zum Beispiel einen alten Bauernwebstuhl vor der Nase wegschnappt. Klartext: Heimat (auch im Museum) darf nicht in muffiger Winkelidylle abseits vom wirklichen Leben steckenbleiben. Richtig verstandene Arbeit im Heimatmuseum wird immer im Spannungsfeld zwischen Tradition und Fortschritt stehen.

Wer seine Ausflüge hier und da unterbricht, um ein Heimatmuseum aufzusuchen, kann sich dieses Eindrucks manchmal nicht erwehren: Ein Dorfmuseum gesehen – alle gesehen! Überall die Flachsheckel neben dem Spinnrad, die Aalprigge neben der Honigpresse. So überaus ändert sich nicht von Dorf zu Dorf in einer geschichtlich homogenen Region das erhaltene Kulturgut. Überall daher der gleiche Torfspaten, die gleichen Spinn- und Webeinrichtungen, die gleichen Waffeleisen. Bei allem Verständnis für die Begeiste-

rung anlässlich von Heimatmuseums-Neugründungen: aber hier wird verfahren wie bei einem unklugen Kaufmann, der ausgerechnet in der Nachbarschaft zu schon mehreren vorhandenen Geschäften seinen Laden eröffnet und das Überangebot an gleichen Waren noch vergrößert. Bei solcher Konkurrenz (bei stets sich gleichbleibendem Ausstellungsgut in der Heimatstube) wird kein Geschäftsmann auf seine Kosten kommen (kein Heimatmuseum reüssieren, wie es das verdiente). Zwar sind wir heute sehr auf Effektivität bedacht mit unserem Kosten-Nutzen-Denken, aber den Erfolg eines Heimatmuseums wird man kaum an den Einnahmen messen können. Ein rentierliches Museum, wo gibt es das? Eher dürfte seine Attraktivität an dem ständigen Strom interessierter Besucher abzulesen sein. Wo ist dieser Strom auf Dauer zu beobachten? Also doch nur mehr ein Museum zur Präsentation der Dorfidentität? Wechselausstellungen, dazu Spezialisierung auf einen fest umrissenen Bereich, der durchaus ortsggeben sein kann, verbunden mit dem stimmigen Standort, werden dagegen immer wieder Besucher locken. Wer an unserer Küste weilt, wird gerne etwas über die Geschichte des Deichbaus erfahren wollen. Kann man sich ein Deichmuseum im Harz vorstellen? Wer die Lamstedter Trachtengruppe hat tanzen sehen, wird sich gerne im Lamstedter Heimatmuseum über die Besonderheiten der einzelnen originalen Trachten weiter informieren lassen. Soll man Lamstedter Trachten in Cuxhaven zeigen?

Mehr Aktivitäten im Museum, das hat sich in letzter Zeit als ein erfolgversprechendes Rezept gezeigt. Es ist wirklich fein, wenn das Heimatmuseum ein Heraus aus dem gewohnten Tun, eine Wiederzuwendung zu uralten Tätigkeiten vermitteln kann, zum Backen im Steinbackofen, zum Spinnen und Weben, zum Töpfeln usw. ... letztlich zu dem urtümlichen Gefühl schöpferischen Tuns, zur Einsicht in alte handwerkliche Prozesse. Eine Windmühle in Funktion lockt mehr Besucher an als ein verstaubtes Modell in einer Schausammlung. Davon wissen die Müllermeister noch funktionierender Windmühlen im Landkreis ein Lied zu singen. Sobald sich die Flügel drehen, stellen sich Neugierige ein. Eine Fahrt mit der Schwebefähre über die Oste wird beliebter bleiben als das Betrachten des Fährenmodells in der Ostener Heimatstube. Und der Backofen in Funktion ist zur Zeit der Renner! Es könnte jedoch ein falscher Eindruck entstehen: Heimat war in früheren Zeiten nicht stets und ständig von Butterkuchenduft umfächelt oder lustvolle Aktion.

Fortsetzung Seite 3

Menschen ...

Fortsetzung von Seite 1

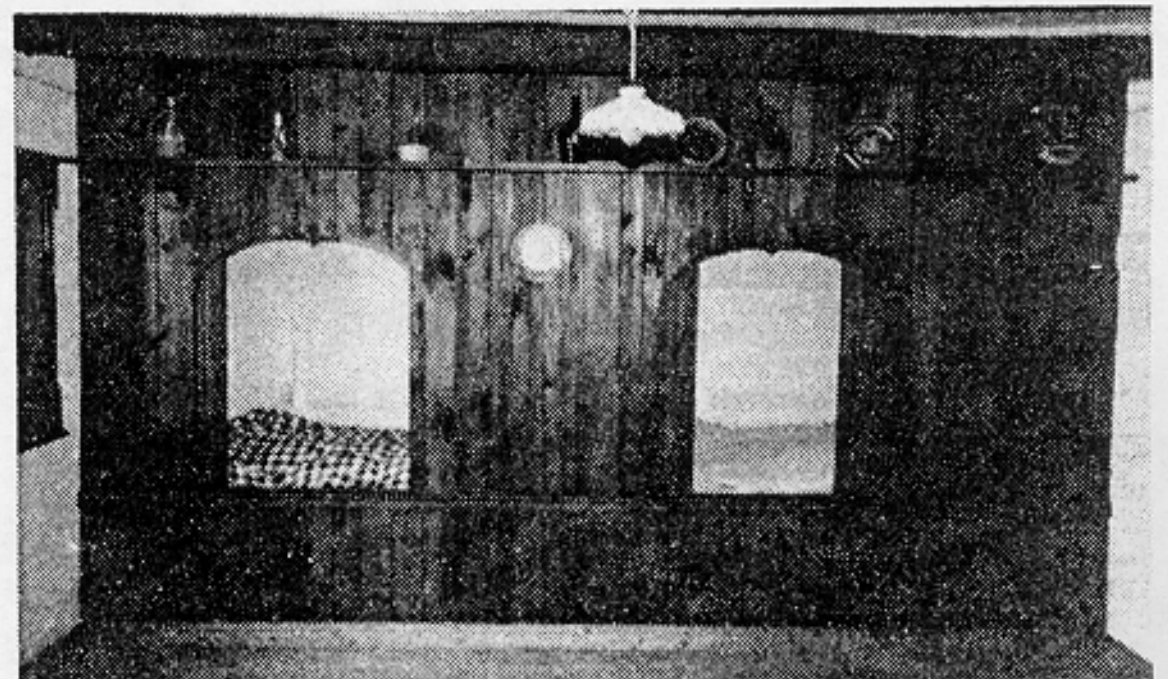
stemünde, dem Geheimrat Leopold Rademacher (1910–29 Geestemünder Landrat), die Publikum und Mitarbeiter von einst noch erinnern: elegante Kleidung war ihm so wichtig, daß er ihretwegen stets nach Bremen reiste; das örtliche Angebot konnte den gebürtigen Westfalen Rademacher nicht zufriedenstellen. Aus Otterndorf weiß man noch von den kilometerlangen Fußmärschen, die der spätere Morgenstern-Vorsitzende Dr. Benno Eide Siebs (Landrat des Kreises Land Hadeln 1932/33) täglich von seiner Dienstwohnung an der Otterndorfer Schleuse (die schöne Jugendstil-Villa des Otterndorfer Malers Langbein, heute als Jugendherberge genutzt) zum Landratsamt am Rathausmarkt zurücklegte, obwohl auch er schon einen Dienstwagen hatte.

Auch symbolisch mag man es sehen, was von Siebs Otterndorfer Nachfolger berichtet wird. Landrat Erich Hasse (1933–39): Der Parteifunktionär und „alte Kämpfer“ zeigte sich fast immer in brauner Uniform und

hielt viel von spektakulären Auftritten. Eines schönen Tages gastierte ein reisender Zirkus in Otterndorf, der auch ein weißes Kamel mitführte. Hasse meinte, das Tier unbedingt besteigen und reiten zu müssen, zumal sich zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Trotz eindringlicher Warnung durch die Leute vom Zirkus bestand der braune Landrat auf seinem Willen, doch das Zirkustier wollte nicht und warf den unwillkommenen Reiter ab. Der fiel vor aller Augen in den Sand und brach sich dabei auch noch einen Arm. Kaum vorstellbar, daß einer der alten und qualifizierten preußischen Landräte – so unterschiedlich sie waren – sich jemals so hätte verhalten können. Mit Hasse nahm es dann auch später ein böses Ende.

Da klingen die freundlichen Erzählungen vom Familienvater Dr. Albert Dyes (Geestemünder Landrat 1891–1910), vom treusorgenden Großvater Alexander Sostmann und seinem humorvollen Nach-Nachfolger W. Kopf in Otterndorf wie Geschichten aus einer guten alten Zeit.

Dr. Rudolf Lembcke



Die Wandbetten oder Butzen im Bauernhaus des Freilichtmuseums in Frelsdorf.

Hadelner plünderten gestrandetes Schiff

Ein dicker Stoß Akten im Staatsarchiv in Stade kündigt davon, daß in früheren Jahrhunderten immer wieder Schiffe in der Elbmündung strandeten. Aus den aufgezeichneten Fällen – sie reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück – sei folgendes Beispiel herausgegriffen.

Als am 16. November 1660 ein fürchterlicher Sturm die Nordseeküste heimsuchte, wurden nicht nur die Deiche beschädigt, auch mehrere Schiffe gerieten in Seenot, darunter ein holländischer Segler. Da die gewaltigen Wellen nicht nur alle Luken, sondern auch das Ruder zerschlugen hatten, trieb das Schiff bei „Wester Hofe“ auf die Wattbänke. Von den 16 Mann der Besatzung überlebten lediglich zwei die Strandung; ihnen war es gelungen, sich in den Mast zu retten. Die Toten gab das Meer nicht alle wieder frei, es wurden nur sieben Ertrunkene gefunden; ihre Leichen brachte man in das Gasthaus vorm „Westerthor“ in Otterndorf. Hier wurden die Toten eingesargt und auf dem neuen Otterndorfer Friedhof beigesetzt. Unter den Leichen befand sich auch die eines Mannes, der sich offenbar mit einer Kette an den Schiffsaufbauten angehängt hatte, um nicht von den Wellen von Bord gespült zu werden. Doch dieser Rettungsversuch erwies sich als Todesfall. Die Wellen zerschlugen offensichtlich einen Teil der Schiffsaufbauten, was zur Folge hatte, daß der Mann mehrmals gegen den Mast geschleudert wurde. Seinen zerschmetterten Körper fanden die Hadelner an den Füßen hängend vor. Später stellte sich heraus, daß der auf diese Weise ums Leben gekommene Mann ein Jude war, den seine „Nation beehrte“. Augenscheinlich veranlaßten seine Angehörigen die Umbettung auf einen jüdischen Friedhof. Unter den Ertrunkenen, deren Leiche nicht gefunden wurde, war auch der „Schiffer“ Adrian Adriansen, der Kapitän des Schiffes.

Als der Sturm abflaute, begaben

sich die Hadelner sofort daran, die am Strand angeschwemmte Ladung des Havaristen einzusammeln und nach Hause zu schaffen, bevor Vertreter der Otterndorfer Amtsverwaltung am Ort des Unglücks erschienen. Das Schiff hatte „Haus Wahre“ geladen, die für eine „Compagnie“ in Glückstadt sowie für Hamburger Kaufleute bestimmt war. Zum größten Teil bestand sie aus Eisen- und Messingerzeugnissen wie Becken und Kesseln, dazu kamen blauer Rasch (Stoff), Seidenstoffe und Gewürze. Doch die Hadelner begnügten sich nicht damit, das Strandgut aufzulesen, sondern sie suchten auch das Wrack heim. Als die Abgesandten des Otterndorfer Amtsverwalters erschienen, konnten diese nur noch den kleineren Teil der Ware sicherstellen. Sie versuchten zwar, die Plünderer zur Herausgabe der fortgeschafften Güter zu bewegen, doch die meisten Angesprochenen wollten nur sehr wenig gefunden haben. Da der Otterndorfer Amtsverwalter wegen Krankheit die Sache zunächst nicht selbst übernehmen konnte, ka-

men die meisten Hadelner mit dieser Haltung auch durch, darunter Jürgen Eytzen „beym Westerhof“, der offensichtlich der erfolgreichste Plünderer war. Als der Amtsverwaltung allerdings aus Holland mitgeteilt wurde, an Bord des gestrandeten Schiffes hätte sich auch Bargeld sowie Schmuck befunden, ließen die Beamten den Mann ins Amtshaus bestellen, wo er noch einmal eingehend befragt wurde. Doch Eytzen sagte unter Eid aus, er hätte weder Geld noch Schmuck aus dem Wrack mitgehen lassen. Ein Jahr später stellte sich dann aber heraus, daß er einen Meineid geleistet hatte, denn zu seiner Beute gehörte sehr wohl ein Kasten mit 140 „Albertus Thalern“, die er mit seinen Helfern allerdings teilte. Wegen des geleisteten Meineids wartete auf den gierigen Mann eine „Leibesstrafe“. Ob diese auch ausgesprochen wurde, bleibt unklar, denn die Akte ist wegen starker Beschädigung nicht an allen Stellen zweifelsfrei lesbar.

Die von der Otterndorfer Amtsverwaltung sichergestellte Ware des

gestrandeten Schiffes wurde ihren Eigentümern übergeben. Den Akten ist allerdings nicht zu entnehmen, ob die Kaufleute der Verwaltung ein Drittel des Warenwertes vergüten mußten. Nach dem damaligen Hadelner Strandrecht kam dem Staat die Aufgabe zu, daß, wenn ein gestrandetes Schiff nach dreimaliger Flut nicht wieder freikam, die Ladung von den Beamten sicherzustellen war und erst an die Eigentümer ausgehändigt werden mußte, wenn diese ein Drittel des Wertes als Berge-lohn dem Staat vergütet hatte. Oftmals machte der Staat von diesem Recht aber keinen Gebrauch, sondern achtete nur darauf, daß die Eigentümer der Ware die bei der Bergung entstandenen Unkosten begleichen und eine gewisse „Recognition“ (Anerkennungsgebühr) zahlten.

Das Wrack des holländischen Seglers gab das Watt nicht wieder frei, obwohl die Hadelner keine Mühe scheuten, es zurück in die Fahrrinne zu bringen. Regen, Wellen und die Zeit ließen das Wrack allmählich verschwinden. Ernst Beplate

Otterndorfer Brauer gegen Konkurrenz aus Bederkesa

Heute erinnert nur noch das Grabmal der Brauer-Familie Hanke auf dem Bederkesaer Friedhof daran, daß im dortigen Flecken einst neben der Landwirtschaft das Brau- und Brenngewerbe die meisten Arbeitsplätze stellte.

Das Bier aus Bederkesa war unter dem Namen „Söhlenkerl“ (Söhlenkerl) im Weser-Elbe-Dreieck weit hin bekannt und wurde dort gerne getrunken, vor allem im Land Hadeln. Über den Beliebtheitsgrad des Söhlenkerls im Land Hadeln während der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts berichten Akten im Staatsarchiv Stade. (Rep 74 Otterndorf A Loc 36 1a Nr. 3)

Im 17. Jahrhundert unternahmen

die Otterndorfer Brauer verschiedene Versuche, ihre Mitbürger davon abzubringen, das Bederkesaer Bier dem ihrigen vorzuziehen. Da der Gerstensaft von der Elbe offenbar geschmacklich nicht an den vom Bederkesaer See heranreichte, wollten sie ihren Landesherrn, den Herzog von Sachsen-Lauenburg, dazu überreden, die unliebsame Konkurrenz auf administrativem Wege auszuschalten. Am 14. September 1613 richteten die vier Brauer aus Otterndorf eine Bittschrift an den Herzog, in der sie darlegten, daß die Accise (Steuer) auf ihr Bier von zwei Schillingen pro Tonne auf vier Schillinge erhöht worden sei, womit ihr Bier nun gleich hoch besteuert sei, wie das der Konkurrenz aus Bederkesa. Hierdurch erlitt das Otterndorfer Gebräu gegenüber dem Söhlenkerl einen entscheidenden Wettbewerbsnachteil, denn das Bier von der Elbe ließ sich leichter vom Accise-Einnehmer kontrollieren als das aus Bederkesa. Während der Einnehmer recht genau in Erfahrung brachte, wieviel Bier die Krüger (Gastwirte) von den Otterndorfer Brauereien erhielten, ließ sich nicht so leicht feststellen, welche Menge des edlen Safts über die Aue und die Medem oder per Pferdewagen aus Bederkesa ins Land Hadeln gelangte. Die Krüger konnten so manche Tonne Söhlenkerl vor dem Accise-Einnehmer verheimlichen, und die Brauer aus der kleinen Elbstadt fürchteten zu Recht, ihre Krüger würden wegen der möglichen Steuerersparnis verstärkt Bier aus Bederkesa beziehen. Dabei hatten die Otterndorfer Brauer bereits einen Wettbewerbsnachteil. Ihr Bier durfte nämlich nicht im Erzstift Bremen verkauft werden, während das Verbot für die Konkurrenz nicht galt, da das Amt Bederkesa eine Besitzung der Stadt Bremen war. Die Unterzeichner der Bittschrift wollten über ihren Landesherrn erreichen, daß auch sie ihr Bier im Erzstift verkaufen durften. Sollte der Erzbischof dies verweigern, so forderten die Otterndorfer Brauer eine höhere Besteuerung des im Lande Hadeln verkauften Söhlenkerls. Viel Erfolg kann der Bittschrift nicht beschieden gewesen sein. 1629 wurden die Otterndorfer Brauer erneut vorstellig bei ihrem Herzog. Diesmal forderten sie, keinen Söhlenkerl mehr in ihrer Stadt ausschenken zu lassen und die Otterndorfer Krüger zu zwingen, nur noch einheimisches Bier zu zapfen. Die Bittsteller wollten erreichen, daß „die Nahrung, welche ize außer

landes gehet, hirinnen bleibe“. Durch die Vormachtstellung des Bederkesaer Gerstensafts wurden nämlich nicht nur die Brauer in Otterndorf in ihrer „Nahrung“ geschmälert, sondern auch die dortige Pferdewagen, bei der die Brauer ihr Malz mahlen ließen. Dadurch, daß sie nun weniger zu tun hatte, gingen die Einnahmen an „Malz-Mezen“ (Mahlgebühr) zurück.

1633 erhöhte Herzog Franz die Accise auf die Tonne Söhlenkerl, sie betrug nun 12 Schillinge, wogegen Protest aus Bremen kam. 1647 gab es zudem eine Verordnung – ihr Entstehungsjahr ist den vorliegenden Akten nicht zu entnehmen –, nach der in Otterndorf und im Umkreis einer halben Meile kein fremdes Bier mehr ausgeschenkt werden durfte. Lediglich das Hamburger Bier machte hiervon eine Ausnahme. Es durfte allerdings nur im Ratskeller und im Landeshaus gezapft werden. Doch die Brauer aus „Bederix“ fanden weiterhin Wege, ihren Gerstensaft auch innerhalb der Bannzone abzusetzen, waren sie es doch, von denen die Bäcker Otterndorfs „den gest“ bezogen, den sie zum Backen von Weißbrot benötigten. Wörtlich dazu heißt es: „... wie häufig sothan Söhlenkerl von Bederix in ihre Heuser (Krüger vorm Ostertor) geführt, und nicht allein außer, sondern auch in Otterndorf, weil er so nahe vor dem thor geschenkt wird, und leichtlich herein (nach Otterndorf) geholet werden kan, getrunken und ausgesoffen wird, welches dan nicht allein was zur mercklichen praecjuditz und abbruch unserer nahrung, sondern auch etlicher maßen zur elusion Derro fürstl. wolgemeinten Constitution“.

Im Februar 1647 erinnerten sich die Otterndorfer Brauer einer früheren Methode, das Umgehen der Accisezahlung unmöglich zu machen. Sie wollten, daß, bevor ein Krüger „ein Faß oder eine Tonne zum Ausschenken einlegen“ durfte, sich dieser erst vom Kronsreiber einen Schein holte, über den dann die Accise berechnet werden konnte. Doch die Brauer sahen schon bei der Stellung ihrer neuen Bittschrift voraus, wie wenig praktikabel dieser Weg wohl sein würde, daher schlugen sie vor, jeden Brauer und Krüger einen Eid leisten zu lassen, die Accise gewissenhaft zu bezahlen. Um dem Amtschreiber die Arbeit zu erleichtern, fügten sie auch gleich eine Liste mit den Namen derer bei, die für die Eidesleistung in Frage kamen.

Ernst Beplate

Heimatmuseum...

Fortsetzung von Seite 2

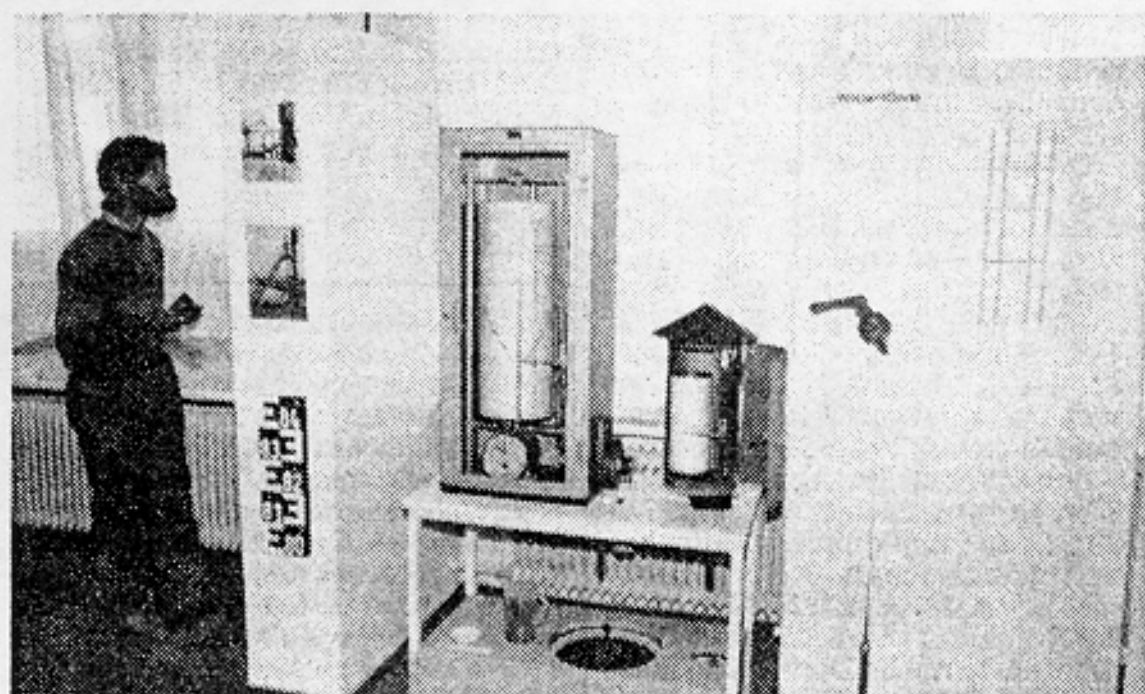
Ein Heimatmuseum, das glaubt, nur weil es einen funktionierenden Steinbackofen hat, vermittele es als sogenanntes „lebendes Museum“ bessere Einsicht in die Dinge der Vergangenheit, täuscht sich mitunter.

Ist es nicht so, daß manche Unterhaltungsveranstaltungen im Museum die Gefahr in sich tragen, Kultur zur notwendigen Begleiterscheinung des Amusements abzuwerten? Butterkuchenduft, Kaminfeuer und Trachtenreigen allein erwecken bei den Besuchern, die sich in der Vergangenheit nicht gut auskennen, weniger tiefere Einsichten als den Eindruck, das sei damals immer so gewesen: Trubel, Hopsassa und Heiterkeit kuchenduftumschwängert. In unserer Heimat bestand die Vergan-

genheit aber wirklich nicht nur aus einer Kette geselliger Vergnügungen. Wichtige sozialhistorische Erkenntnisse bleiben auf der Strecke, wird Heimatliches – ob als Ausstellungsgegenstand, ob als Aktion – nur als Idylle angeboten. Das Butzenbett, gerne in den Heimathäusern gezeigt, betrachten die Besucher meist als eine Art Idyll. Sie übersehen dabei, daß gerade diese muffige, abgeschlossene, klammkalte Butze die Bettstatt für mehrere Kinder sein mußte, für unzählige Menschen zur Brutstätte der Tuberkulose wurde.

In einer späteren Ausgabe des Heimatblattes soll davon die Rede sein, welchen Forderungen und Aufgaben sich museale Heimateinrichtungen heute stellen müßten, auch welche Vorstellungen die kommunalen Institutionen dazu haben.

Klaus Dobers



Wasserstandsmeßgeräte und Pegel im Deichmuseum Dorum.

Packhalle XIV – Ein Fremdarbeiterlager in Wesermünde

Eines der unbekanntesten Kapitel über die Zeit des Dritten Reiches ist das der Fremdarbeiter. Obwohl die Wirtschaft ohne die Arbeitsleistung der Fremdarbeiter (und der Kriegsgefangenen sowie der KZ-Häftlinge) im 2. Weltkrieg überhaupt nicht vorstellbar ist, gibt es darüber heute noch selbst in der wissenschaftlichen Literatur großes Stillschweigen. Dabei sind die Größenordnungen beträchtlich: Nach einer Rede des dafür anscheinend zuständigen Reichsamtleiters Mende auf einer Reichstagung der ausländischen Verbindungsmänner bei der DAF (Deutsche Arbeitsfront) vom Oktober 1943 waren es 2,75 Mill. Arbeitskräfte aus ganz Europa („21 Nationen“), die in insgesamt 22 000 Lagern untergebracht und von der DAF betreut wurden; und das sind nur die in der gewerblichen Wirtschaft tätigen Ausländer, die auf den Bauernhöfen lebenden und arbeitenden Ausländer sind in dieser Zahl nicht enthalten. Heute geht man von etwa 6 Mill. Zivilarbeitern aus (davon etwa 4 Mill. Russen und ca. 0,5 Mill. Westeuropäer).

Arbeiten durften diese Fremdarbeiter, die im Gegensatz etwa zu Kriegsgefangenen oder Häftlingen in einem Vertragsverhältnis standen und damit eine Entlohnung sowie Unterkunft und Verpflegung etc. beanspruchen konnten (den Kriegsumständen natürlich entsprechend) ja, aber ansonsten wurde durch die Unterbringung in Lagern der Kontakt zur deutschen Zivilbevölkerung unterbunden, was durchaus im Interesse der Machthaber war. Dabei gab es deutliche Abstufungen unter ihnen: Arbeitskräfte aus verbündeten Staaten oder westeuropäischen Ländern, die oft aus freien Stücken in Deutschland arbeiteten, waren deutlich besser gestellt als Osteuropäer oder gar Russen.

Ein solches Fremdarbeiterlager für Ostarbeiter (es war nicht das einzige) gab es während des Krieges im Wesermündener Fischereihafen. Als Unterkunft diente die Packhalle XIV, die wohl aufgrund der Kriegsergebnisse anderweitig nicht genutzt wur-

de, hinzu kam die günstige Lage zu den nahen Firmen.

Erste Nachrichten über die Einrichtung eines solchen Lagers lassen sich auf die Mitte des Jahres 1942 datieren. Treibende Kraft bei diesem Unternehmen war die Industrie- und Handelskammer Wesermünde. Konkrete Gestalt nahm dieses Vorhaben mit der Unterzeichnung eines Gesellschaftsvertrages am (19. 6. 1942). Jedes Unternehmen konnte sich an diesem „Männerlager der Wesermündener Wirtschaft“ beteiligen, in dem es als Gesellschafterkapital pro benötigte Arbeitskraft 100 bzw. 150 Reichsmark einbezahlt. Zusätzlich mußte der Betrieb dann die laufenden Kosten für Unterbringung und Verpflegung aufbringen (nach einer Notiz vom 30. 6. 1944 waren das pro Tag und Arbeiter 0,50 RM für die Unterkunft und 1 RM für die Verpflegung. Über die Höhe des Lohnes gibt es leider keine Unterlagen). Auch die Stadtverwaltung beteiligte sich an diesem Lager, nachdem die Frage, ob eine Gemeindeverwaltung sich an einem privatwirtschaftlichen Unternehmen beteiligen könne, geklärt war.

Mit der Unterbringung gab es einige Probleme, wie jeder, der eine solche Halle mal von innen gesehen hat, sich leicht vorstellen kann. Anlässlich einer Besichtigung durch eine dafür zuständige Kommission von 16 verschiedenen Ämtern im Januar 1943 wurde zwar festgestellt, „daß die Zustände in der Packhalle XIV auf die Dauer nicht geduldet werden können“, sogar der Neubau eines Barackenlagers wurde schon erwogen, „da auch feststeht, daß nach dem Krieg Ostarbeiter gebraucht werden“, aber getan wurde nichts. Und so hieß es in einer Notiz vom 18. Mai 1943: „In der Frage der Unterbringung von Ostarbeitern hat sich nichts geändert. Es scheint also so, als ob die Halle XIV jetzt den Anforderungen entspricht. Klagen sind nicht bekannt geworden.“

Die Ernährung war schlecht. Aufgrund einer Verfügung des Reichsministers für Ernährung wurde der tägliche (Höchst!)satz von 1000 g



Packhalle XIV

Kartoffeln pro Person auf 500 g heruntersetzt; ein Ausgleich an Nahrungsmitteln, Steckrüben und Brot wurde zugestanden, gleichzeitig aber das warme Mittagessen gestrichen. „Eventuelle Beschwerden der Lagerinsassen sind auf die gesetzlichen Bestimmungen zu verweisen und mit Verständnis zu behandeln.“ So heißt es am Ende dieses Schreibens.

Die Belegung des Lagers ist sicherlich sehr schwankend gewesen, läßt sich aber nur punktuell nachweisen. Nach einer Statistik vom 1. 6. 1944 gab es damals in der gesamten Stadt Wesermünde insgesamt 1178 Ostarbeiter und Ostarbeiterinnen, davon waren 713 nichtrussisch (unter den nichtrussischen Arbeitern stellten die Kroaten mit 378 und die Polen mit 253 das größte Kontingent, der Rest waren Bulgaren, Esten, Griechen, Litauer, Rumänen, Serben, Slowaken und Ungarn).

Für das Lager im Fischereihafen lassen sich nach einem Schreiben vom 8. September 1944 für den 30. Juni 1944 300 Personen nachweisen, die nicht nach Nationen aufgeschlüsselt sind: 104 Männer, 119 Frauen, 15

Burschen und 62 Kinder (!) mußten sich die Halle teilen, davon waren am 24. Juni 1944 zehn Bewohner und ein Kind gefallen. Ob durch direkte Feindeinwirkung (Bombenangriff) oder bei Aufräumarbeiten, zu denen nach diesem Schreiben die Bewohner des Lagers hinzugezogen wurden, läßt sich danach nicht feststellen.

Jedenfalls gab es noch einen Streit zwischen der Stadt und der Lagerverwaltung darüber, wieviel denn die Stadt an Ernährungs- und Wohnungsgeld zu zahlen habe, da man in der Verwaltung der Auffassung war, es seien der Gemeinde zu viele Arbeitskräfte bei den Aufräumarbeiten berechnet worden.

Damit bricht die Akte (Stadtarchiv Bremerhaven, 019/51/2) ab. Was aus dem Lager bzw. seinen Bewohnern geworden ist, läßt sich leider nicht weiterverfolgen. Aber vielleicht können sich noch ältere Mitbürger an dieses oder andere Fremdarbeiterlager und damit im Zusammenhang stehende Ereignisse erinnern! Der Autor wäre jedenfalls für Hinweise sehr dankbar. Hinweise bitte an Joachim Kussin, Syller Weg 6, 2850 Bremerhaven.

Umschau

Hermann Rauhe gestorben

Am 15. März 1986 starb Hermann Rauhe, Hauptlehrer a. D. in Wana. Rauhe, Mitglied der Männer vom Morgenstern seit Jahrzehnten, war für seine Tätigkeit vor Jahren mit dem Hermann-Allmers-Preis ausgezeichnet worden. Eine Würdigung des Verstorbenen wird an anderer Stelle erfolgen.

„Blickschaden“ zum Saisonabschluß

Zum Abschluß ihrer 66. Spielzeit wartet die Niederdeutsche Bühne „Waterkant“ im Kleinen Haus des Stadttheaters Bremerhaven im 2.

Quartal 1986 mit einer Einstudierung des Schwanks „Blickschaden“ von Hermann Gnant auf. Die Premiere ist für den 4. April 1986 vorgesehen. Dieses von Arthur Speck ins Plattdeutsche übersetzte heitere Stück des in Altmünster am Traunsee ansässigen österreichischen Autors Gnant (geboren 1920) wurde 1976 mit dem Titel „Liebe und Blechschaden“ uraufgeführt. Es erwies sich mittlerweile auch im norddeutschen Raum auf Platt als Erfolgsstück. Unter der Regie von Kurt Müller-Reitzner wirken jetzt im Kleinen Haus mit: Christa, Rolf und Frank Saß als Bauernfamilie Roggenkamp, Ursel Peper als Gesine Flierboom, Günter Thomas als Gastwirt Carsten Glüsing, Günter Petershagen als Inhaber einer Kfz-Werkstatt und Bir-

git Schmidt als ortsfremde Cornelia Kranz. HEH

Niederdeutsche Bühne „Waterkant“ 1985

Auf der diesjährigen Hauptversammlung der Bremerhavener Niederdeutschen Bühne „Waterkant“

April 1986 Veranstaltungen der Männer vom Morgenstern

Mittwoch, 9. April 1986, 19 Uhr, Bremerhaven-Wulsdorf, Seniorenhaus, Bremer Straße: Tagung der Flurnamen-Arbeitsgemeinschaft

Donnerstag, 10. April, bis Sonntag, 13. April 1986: Viertägige Studienfahrt in den Unterharz und zum Kyffhäuser. Leitung: Heinrich E. Hansen

Mittwoch, 16. April 1986, 19.30 Uhr, Cuxhaven, Gemeindehaus St. Petri, Marienstr. 50: Vortrag von Hans-Jürgen Junge: „Stade, eine tausendjährige Stadt“

Sonabend, 19. April 1986, 15 Uhr, Dorum, Kurverwaltung: Tagung der familienkundlichen Arbeitsgemeinschaft

Montag, 28. April, bis Sonntag, 4. Mai 1986: Siebentägige Studienfahrt nach Dänemark/Insel Seeland. Leitung: H. Hinrichs

konnte der Vorstand für das vergangene Jahr 1985 wiederum eine positive Bilanz ziehen: Es wurden insgesamt 105 Vorstellungen mit 10 293 Besuchern gegeben; im Vorjahr waren es lediglich 27 Besucher mehr. Auf dem Spielplan der mittlerweile 66 Jahre alten plattdeutschen Bühne in Bremerhaven standen folgende Inszenierungen: Im Kleinen Haus des Stadttheaters: „Koornblomen för den Smuuskater“ von Christian Holsten (Regie: Otto Walter Flach), „Dat Geld liggt op de Bank“ von Curth Flatow (Kurt Müller-Reitzner), „De Fall Hansen“ von Walther A. Kreye (Kurt Müller-Reitzner); dazu im Geestbauernhaus Speckenbüttel die 29 Herdabende mit „Sien veerte Fro“ von Wilfried Wroost (Heinrich E. Hansen). Die turnusgemäß anstehenden Neuwahlen für den fünfköpfigen Vorstand führten zur Wiederwahl von Hans-Joachim Hinze (1. Vorsitzender), Gitta Wiemken (Geschäftsführer) und Erika Press (2. Beisitzer). HEH

Niederdeutsches Heimatblatt Druck und Verlag

Diitzen Druck und Verlags-GmbH
Hafenstr. 140, 2850 Bremerhaven

Das Niederdeutsche Heimatblatt erscheint monatlich als Verlagsbeilage der Nordsee-Zeitung. Es kann gesondert zum Bezugspreis von jährlich DM 15,- per Post bezogen werden. Redaktionsschluß: Bernd Behrens, Klaus Dobers, Harry Gabcke, Heinrich Egon Hansen, Dr. Rudolf Lembcke und Dr. Burchard Schepers. Anschrift für alle und Beiträge an Dr. Burchard Schepers, Magistrat der Stadt Bremerhaven, Stadtarchiv, 2850 Bremerhaven, Postfach 21 03 60.
(Postcheckkonto Hamburg 13 696)



Düt un dat ut de Muuskist

Nu weet se Bescheed

De junge Schoolmestersch maakt mit ehre Klaß 'n Utflug na'n Woltingster See. Ganz von Bokel ut will se mit de Kinner daar henlopen. Namiddags wüllt 'n paar Mudders un Vadders se mit 'n Auto wedder afhahlen.

De Schollmestersch hett de Landkaart studeert un wannert nu mit den Gören bloots op Feldweeg, wo meist gaar keen Autos föhrt.

Achter Osterndorp föhlt se sik doch nich recht seker. Daar fraagt se 'n olen Buer, de ehr just in de Mööt kummt, na den rechten Weg.

„Ja, ja“, seggt de, „Se hebbt de rechte Richt. Nu gat Se man jümmer wieter liekut, bit Se na dat Feldstück kaamt, wo Jan Heins vor twee Jahren siene Kartüffeln harr, weet Se, un daar mööt Se na rechts afbögen.“ HEH